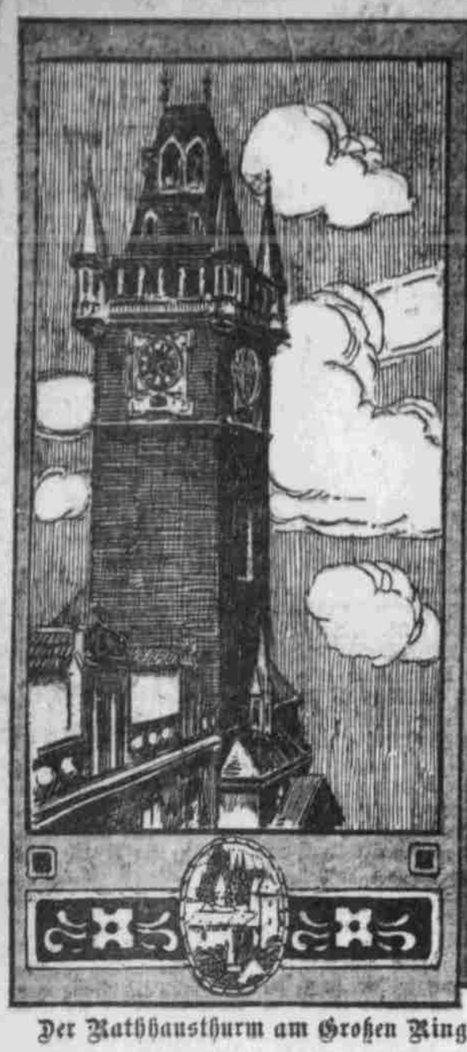
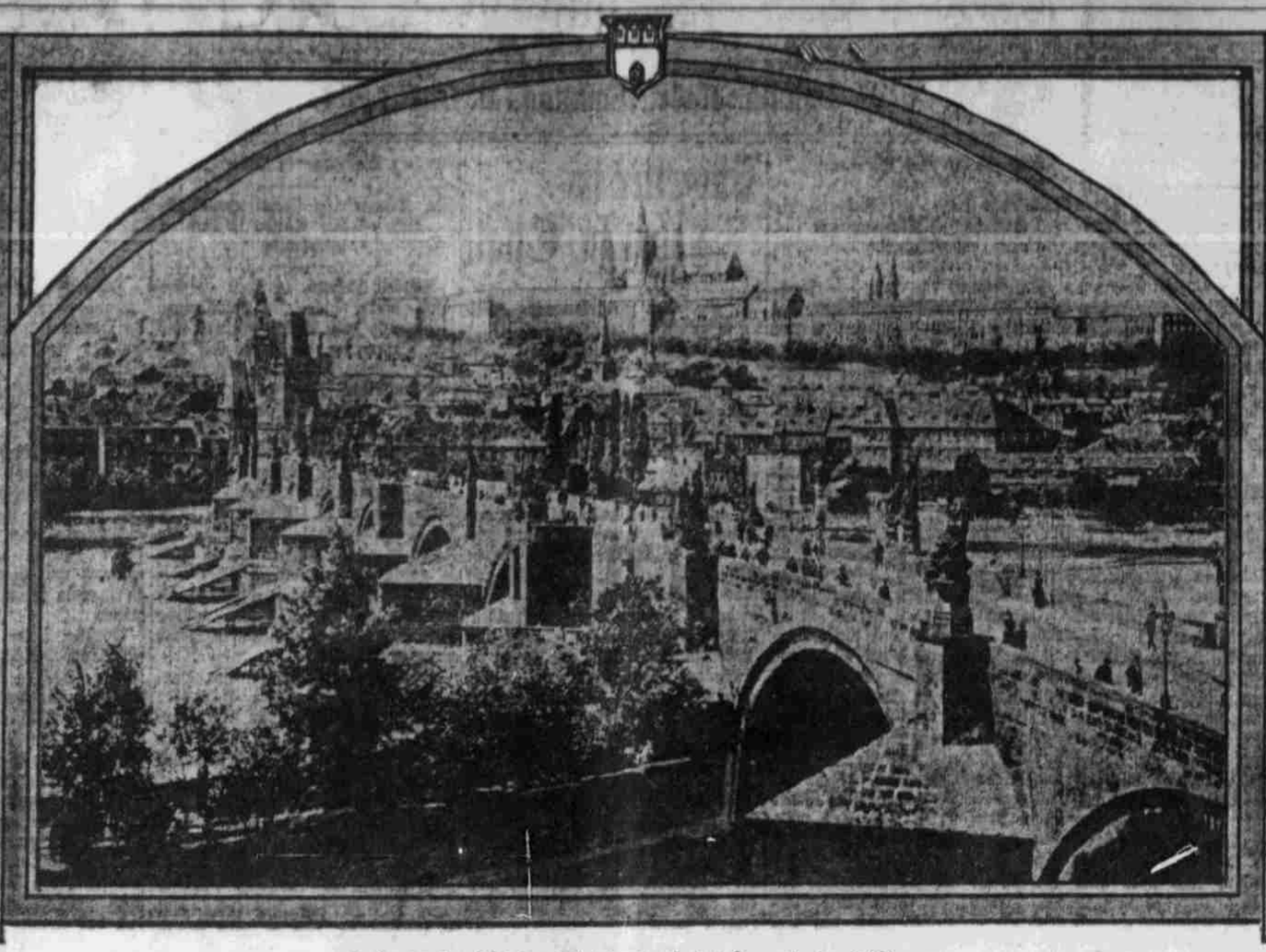
PRAG, DIE HUNDERTTHUERMIGE HAUPTSTADT BOEHMENS.



Der Rathhausthurm am Großen Ring.



Gesammtansicht der Stadt: Karlsbrücke und Hradschin.

Das Brückenthor.

Das hundertthürmige Prag, die altehrwürdige Stadt, voll Erinnerungen an eine bewegte historische Vergangenheit, bietet schon durch ihre natürliche Lage dem Fremden so viel Schönheit, daß ein Alexander vom Humboldt sie unter den schönsten Städten Europas nennt. Im Herzen des reichgesegneten Landes an den beiden Ufern des majestätischen Moldaustromes, an den Hängen und Höhen über dem Flusse, auf diesen und über dieselben weit hinaus breitet sich, immer weitere Kreise ziehend, die Metropole des Königreichs Böhmen, die wahrhaft königliche Hauptstadt nicht nur nach ihrer vielbewegten und auch tragischen Vergangenheit, sondern in noch höherem Maße ihrer modernen Entwicklung nach. Die Hauptstadt Böhmens und einst die stärkste, am weitesten nach Osten vorgeschobene Hochburg des Deutschthums.

Das Jahr der Gründung Prags ist nicht bekannt, fällt aber jedenfalls in das achte Jahrhundert. Die Zitadelle am Wischehrad (d. i. die Hochburg) ist entschieden der älteste Theil Prags. Die Geschichte der Stadt ist, ebenso wie überhaupt die Geschichte Böhmens, zu jener Zeit in Sagen gehüllt. So erzählt die Sage, daß Herzog Krok seinen goldenen Sitz auf dem Wischehrad hatte; dort residirte nach ihm seine berühmte Tochter, die Nationalheldin Libuscha, die sich mit dem vom Pfluge auf den Fürstenstuhl erhobenen Premisl vermählte und mit ihm die erste böhmische Dynastie gründete. Und weiter meldet die Sage, daß Libuscha von Wischehrad aus am linken Moldauufer einen zweiten Fürstensitz anlegte, den Hradschin (d. i. Burg), zu dessen Füßen in kurzer Zeit ein Burgflecken entstand, die Kleinseite. Das waren die ersten Anfänge des königlichen Prag, dessen Name entweder von dem tschechischen Worte „prah" (Thürschwelle) abgeleitet wird oder von „prazitt" (brennen, ausroden). Libuscha hatte nämlich den von ihr ausgesandten Leuten aufgetragen, an der Stelle eine Stadt zu gründen, wo sie Zimmerleute eine Schwelle anfertigend fänden, daher die erste Auslegung; die andere stützt sich darauf, daß die Stadt an einer Waldlichtung angelegt wurde. Aber erst zur Zeit Karls des Großen beginnt die eigentliche Geschichte Böhmens mit dem Vordringen des Christenthums gen Osten. Die älteste der noch vorhandenen Kirchen Prags ist die Georgskirche auf dem Hradschin, die bis in's Jahr 912 zurückreicht. Um das Jahr tausend bildete Böhmen den Zankapfel zwischen Polen und Böhmen, die Letzteren behaupteten schließlich das Feld. Bei der Vertreibung der Polen aus Prag wird der ersten, wahrscheinlich hölzernen Brücke Prags gedacht; die Gemahlin Wladislaws I., Judith, ließ in den Jahren 1153—1167 eine feste Steinbrücke über die Moldau erbauen. Der heldenmüthige Herzog Bretislaw I. legte neue Befestigungen um den Hradschin und die Stadt Prag an, die bald verstärkt wurden und in den Kämpfen, welche die einzelnen Prinzen des regierenden Hauses untereinander hatten, manch harte Belagerung aushalten mußten.

Deutsche waren schon frühzeitig (1055) in Prag einheimisch, und gerade sie waren es, welche für ihren Bezirk schon von Herzog Sobeslaw II. 1178 städtische Rechte und Freiheiten erhielten, während die in dem Burgflecken wohnenden Tschechen Leibeigene des Herzogs waren und noch lange blieben. Als das schon 1179 erwähnte deutsche Viertel wird gewöhnlich der heutige Poritsch angenommen; der heutige Teschnow ist eine Entstellung des Wortes „Deutschenhof". Frühzeitig entwickelte sich auch eine Judengemeinde an der Stelle der heutigen Josefstadt.

Premisl Ottokar II., Böhmens dritter Erbkönig, ließ die Burg auf dem Hradschin durch neue Wälle und gewaltige Rundthürme, die Stadt durch neue Mauern befestigen. Er und sein Vater, der königliche Minnesänger Wenzel I., brachten Prag zu einer kaum geahnten Blüthe; das Bürgerthum, in seinem Wesen deutsch, kräftigte sich und erstarkte zu einer wirklichen Macht; deutsche Sitten, deutsche Bildung und Sprache fanden unter Wenzel I. und seinem Sohne Premysl Ottokar II. ausgiebigen Schutz und weite Verbreitung.

Mit Wenzel III. war 1306 der Herrscherstamm der Premysliden erloschen, und nach einem kurzen Interregnum wurde 1310 der junge Kaisersohn Johann von Luxemburg (mit der Tochter Wenzels II., Elisabeth, vermählt), zum König von Böhmen gekrönt. Mit ihm begann die deutsche Dynastie der Luxemburger. Dieser, zumal Kaiser Karl IV. (1346—1378) verdankt Prag viel. Der Hradschin erhielt eine neue, glanzvolle Residenz, von der jedoch gegenwärtig nichts mehr zu sehen ist, und seinen berühmten Dom; eine neue, heute noch bewunderte Brücke, die Karlsbrücke, wurde über die Moldau gespannt, ein Erzbisthum und die erste Universität Deutschlands (348) gegründet und ein schöner und weitläufiger Stadttheil, die Neustadt, angelegt und in wenig Jahren nach Karls eigenem Plane ausgebaut und reich bevölkert.

Kunst, Wissenschaft und Handel Prags erhielten durch Karl den Vierten Weltbedeutung; eine eigene Künstlerzunft wurde gegründet und Prag hat den Ruhm, der Sitz der ältesten deutschen Malerschule zu sein. Das deutsche Element griff immer mehr um sich und erhielt an der Universität und im Stadtrath die Oberhand, aber Wenzel der Vierte (1378) liebäugelte mit den Tschechen, mit Bürger und Volk, der Adel und Klerus und die von ihm unterdrückten Deutschen hetzten ihn; ihm ist der Ausbruch des Hussitenkrieges zuzuschreiben, der im letzten Jahre seiner Regierung losbrach und der siebzehn Jahre lang tobte, bis Wenzels Bruder und Erbe, der deutsche Kaiser Sigismund, den Frieden nothdürftig herstellte; aber der Friede der Parteien konnte noch lange nicht hergestellt werden, bis endlich Georg von Podiebrad (der nachmalige König) am 3. September 1448 Prag überrumpelte und mit fester Hand den Diktatorstab ergriff, welchen ihm, dem einfachen böhmischen Freiherrn, der 2. März 1458 in ein königliches Szepter verwandelte. Unter Georg und dessen Nachfolger Wladislaw II. (1471—1516), welche beide in der Altstadt, im Königshofe (am Pulverthurm) Residenz hielten, kräftigte sich die Macht der Prager und erreichte eine größere Bedeutung als je zuvor, besonders da sich die bisher getrennte Altstadt und Neustadt 1518 unter einem Bürgermeister vereinigten; doch mit der Macht wuchs auch der Uebermuth der Bürger, der sich hauptsächlich unter Ludwig dem Jagellonen zeigte. Nach dessen unglücklichem Ende (1526) wurde Ferdinand I. von Oesterreich König von Böhmen. Unter ihm wurde die Kleinseite und der Hradschin mit der Burg und dem Dom im Jahre 1541 durch eine Feuersbrunst größtentheils zerstört. Eine neue glänzende Aera brach für Prag an, als Rudolf II. im Jahre 1576 seinen Wohnsitz in der Königsburg am Hradschin aufschlug und in derselben die großartigsten Kunstschätze anhäufte. Die Reichshofrathskanzlei nahm ihren Sitz zu Prag, und die Gesandten der bedeutendsten Mächte schlugen daselbst ihre Residenzen auf.

Der Abschiedsbrief.

Eine wahre Geschichte. Von **Felix Philippi.**

Als ich vor einigen Jahren aus der Sommerfrische heimgekehrt war und mich nach zwanzigstündiger Eisenbahnfahrt noch in seligen Träumen wiegte, wurde ich plötzlich sehr unsanft aus dem Schlafe gerissen. Zu meinem maßlosen Erstaunen stand in so früher Morgenstunde der berühmteste Spätaufsteher seit Moses, mein Freund Kurt Burgsdorff, vor mir. Wir begrüßten uns wie immer sehr herzlich.

„Guten Morgen, altes Kameel!" sagte er zu mir.

„Grüß' Dich Gott, altes Dromedar," erwiderte ich. „Sag' mal, bist Du total blödsinnig geworden, mich in aller Herrgottsfrühe . . ."

Er ließ mich nicht aussprechen.

„Steh' auf, ich habe mit Dir zu reden!"

„Erlaube, mein Sohn: zuerst werde ich mich waschen, mich dann rasiren, ankleiden und dann wirst Du mir beim Frühstück . . ."

„Ach was: „Frühstück"! Mir ist der Appetit zum Frühstücken vergangen. Du kannst mir übrigens 'nen Cognac geben. Ich habe Dinge erlebt, um die Wände hinaufzuklettern."

Ich gab ihm die eidliche Versicherung, daß diesem akrobatischen Kunststück beizuwohnen zu dürfen, mir ein auserlesenes Vergnügen bereiten würde. Aber er, der sonst so herzlich gerne lachte, schien an diesem Morgen keinen Sinn für meinen Humor zu besitzen und entgegnete in sichtlicher Erregung.

„Steh' auf! Ich brauche Deinen Rath, Deine Hülfe, Deinen Beistand!"

„Ein Bischen viel auf einmal!"

Und während ich mich gähnend erhob und mir ein paar Kannen kalten Wassers über den Kopf goß, erzählte er mir beim vierten Glase Cognac eine höchst alltägliche, ihn aber zweifellos sehr beklemmende Geschichte.

„Meine Frau hat mich betrogen!"

„Ist nicht die Möglichkeit!"

„Ich habe sie erwischt!"

„Jetzt erst?"

„Ich habe sie zum Tempel hinausgejagt!"

„Na also, dann ist doch Alles in schönster Ordnung!"

„Das nennst Du „in Ordnung"?"

„Wo befindet sich denn diese . . . freundliche Dame?"

„Sie ist nach der Schweiz durchgebrannt mit ihrem Liebhaber!"

„Bukkes" klingt entschieden besser. Sei froh, mein Sohn, daß Du sie los bist und komm', nun wollen wir Kaffee trinken."

„Und was fange ich mit dem Kind an?" und er befeuchtete sein Inneres mit dem sechsten Cognac.

„Das schickst Du dem sauberen Pärchen unter Kreuzband, natürlich unfrankirt, nach. Du hast es damals, als Du Dein liebendes, treues Weib heirathest, gleich so gewissermaßen als „Beiwag" bekommen; um bei dem großen Ausverkauf auch mit den Restbeständen zu räumen, schick's ihr nach, dann hast Du die Gesellschaft, die ja doch nur ein paar Jahre bestand, liquidirt. Basta! Nimm Dir Schinken, nimm Dir Eier und Du wirst in zehn Minuten freundlicher über Welt und Menschen denken."

Aber der ulkige Ton, den ich absichtlich anschlug und für den er sonst das innigste Verständnis besaß, wollte dieses Mal bei ihm nicht verfangen. Er nahm die Sache verflucht ernst, murmelte von Vendetta und Rache, von Revolver und Dolch und wartete so ungefähr fünf Minuten lang bis über die Knöchel im Blut, als ob er in Sizilien und nicht in der Mark das Licht der Welt erblickt hätte. Ich kannte die Geschichte dieser Ehe sehr genau. Die alternde Frau, die von ihrem Manne geschieden war, hatte sich den frischen Jungen eingefangen. Er war in die in einem rothlich beleuchteten Alkoven aufgestellte plumpe Falle hineingerannt und glaubte als anständiger Kerl ihr seinen Namen geben zu müssen. Frau Senta — sie nannte sich Senta, weil sie Emma hieß, vielleicht auch, weil sie 'mal einem Herrn Holländer nahegestanden hatte — Frau Senta also litt gleich vom ersten Tage ihrer mit meinem Freunde Karl Burgsdorff eingegangenen Ehe an einem sehr bedauerlichen körperlichen Gebrechen, die Aermste litt an Gedächtnißschwäche. Sie konnte und konnte sich absolut nicht darauf besinnen, daß sie ihrem Manne auf dem Standesamt und in der Kirche (in der irrigen Annahme, daß doppelt genäht besser hält) Treue gelobt hatte. Zuerst begann sie mit winzigen, kaum sichtbaren Nadelstichen den Ehekontrakt zu durchlöchern, bald aber wuchsen mit der zunehmenden Uebung Sicherheit und Gewandtheit und Verlogenheit, so daß die menschenfreundliche Dame als eine Virtuosin des Ehebruchs galt und vor Gericht als Autorität in Ehebruchssachen ihren Mann gestanden hätte. Das ist zwar ein falsches Bild „ihr Mann", aber man wird schon wissen, was ich meine. Die Spatzen pfiffen's von den Dächern, nur Kurt, der in einer anderen Welt lebte, träumte und schuf, ahnte nichts von dem kolossalen Gewerb, mit dem die gütige Gemahlin seinen interessanten Kopf schmückte. Ich wußte Alles. Mich schmerzte es unsäglich, den famosen Burschen so hintergangen zu sehen, und oft ging ich mit mir zu Rathe, ob es nicht meine verdammte Freundespflicht wäre, ihm endlich 'mal die Augen zu öffnen.

Um so inniger freute es mich, daß er endlich die Wahrheit erfahren hatte, daß er endlich die erniedrigende Last von sich abschütteln konnte. In meinem Freundschaftsgefühl, das mich seit Jahrzehnten mit ihm verband, bestellte ich eine zweite Flasche meines besten Cognacs, und während er im Zimmer umherrannte, vor Wuth über den schmählichen, an ihm begangenen Betrug fauchte und ich für meinen marmornen Molière (aus kolorirtem Gips) fürchtete, schmiedeten wir Pläne mannigfachster Art für seine nun ganz verwandelte Zukunft. Er wollte zu mir ziehen, um nicht so einsam sein zu müssen, wir wollten zusammen große Reisen unternehmen, und nachdem er zwischen zwei Cognacs das ganze weibliche Geschlecht seit Eva im Allgemeinen und seine Exgemahlin im Besonderen verflucht hatte, verließ er mich mit der Betheuerung, von jetzt an jeden Tag zu mir kommen zu wollen, da er Jemand brauche, dem er sein schwerbeladenes Herz ausschütten könnte. Er hielt Wort. Er kam täglich und schüttete.

Um ihn von der vertrackten Sache loszureißen, brachte ich das Gespräch auf Politik und Kunst, auf Religion und Astronomie, auf die Entdeckung des Südpols und die kunstgerechte Zubereitung einer böhmischen Mehlspeise: es half Alles nichts. Er kam, wie man zu sagen pflegt, immer wieder „auf besagtem Hammel", der in diesem Falle Senta hieß, zurück: wie er sie geliebt habe, wie er ihr blindlings vertraut habe, und wie tief ihn das plötzliche und schreckliche Erwachen aus diesem süßen Traume schmerze. Aber bei jedem Mal merkte ich, daß sein Zorn verrauchte, daß seine Wuth sich minderte, daß er zur Begnadigung und Versöhnung bereit sei. Aus dem „Biest", wie er sein treuloses Gemahl zuerst titulirt hatte, war jetzt schon die „schöne Sünderin" geworden, „die den elenden Verführungskünsten eines Schurken zum Opfer gefallen sei, und der er, da sie menschlich gefehlt, auch menschlich verzeihen müsse."

„Mein lieber Freund," rief ich ihm in schöner sittlicher Entrüstung zu, „kann Du das thust, dann stelle ich mich, weiß es der Himmel, auf den Potsdamer Platz und vertheile gratis Extrablätter: „Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, ist Kurt Burgsdorff der größte Esel des neunzehnten Jahrhunderts und der umliegenden Ortschaften!" . . . Ob's Dir nun wehe thut oder nicht, ist mir in diesem Falle ganz gleichgültig; die Hauptsache ist, Dich vor einer kolossalen Dummheit zu bewahren. Die Dame, die Deinen Namen zu tragen die unverdiente Ehre genießt, hat eine sehr bewegte Vergangenheit . . ."

„Verleumdung!"

„. . . eine sehr lebhafte Gegenwart . . ."

„Verleumdung!!"

„. . . und was nun ihre Zukunft anbetrifft . . ."

„Verleumdung!!! Wir sehen uns nie mehr wieder!"

In wahnsinniger Wuth stürzte er hinaus, die ihm aber doch noch so viel Besinnung ließ, meinen Cognac (Dreistern) bis auf die Neige zu leeren. Da er geschworen hatte, mich nie mehr sehen zu wollen, kam er natürlich am nächsten Tage wieder.

„Mensch! Geliebter Alter!" Und er stürzte mir in die Arme. „Vergiß Alles, was ich Dir von Senta gesagt habe! Sie hat Abschied von mir genommen . . . hier in diesem Briefe Abschied für immer . . . sie hat erkannt, daß sie einem ganz und gar Unwürdigen vertraute, sie hat sich losgesagt von ihm. In einem einsamen Erdenwinkel, ferne der Welt, will sie ihre Schuld büßen. Lies! Lies!" Und damit warf er mir einen eingeschriebenen Brief auf den Schreibtisch. „Sie hat, das ist sonnenklar, dieses eine Mal gefehlt; ich verzeihe ihr, ich telegraphire ihr, daß ich sie morgen früh erwarte. Lies! Lies! Und Du wirst anders über sie denken!"

Was nun geschah, gehört wohl mit zu dem Merkwürdigsten, was ich je erlebt habe. Würde ein ganz besonders findiger dramatischer Autor mit allen erdenklichen Kunstgriffen die Handlung bis zu diesem Punkte geführt haben und die Scene dann so konstruiren, wie sie sich buchstäblich während der nächsten Minuten in meinem Zimmer abgespielt hat, so würde das gesammte Publikum dem Verfasser auch nicht mehr einen Schritt folgen und ihm „kaltherzige Berechnung" und „ganz und gar unmögliche Zufälligkeiten" vorwerfen. Burgsdorff hatte mir also auf den Schreibtisch den Brief der „schönen Sünderin" geworfen, den ich mit seiner Erlaubnis zu lesen begann, während er das Zimmer durchmaß, an den Fenstern trommelte und sich ähnlichen einträglichen Beschäftigungen hingab. Dann stellte er sich breitbeinig und mit triumphirendem Lächeln vor mich hin, als ob er sagen wollte: „Na, mein Lieber, bist Du jetzt von ihrer tiefen Reue überzeugt? He?"

Im Zimmer herrschte eine tiefe Stille, während deren ich den vier Seiten langen Brief der büßenden Magdalene studirte. In wildem Schmerz, mit selbstquälerischer Grausamkeit klagte sie sich unumwunden ihrer Schuld an, die sie nun in reuiger Reue büßen wolle. Der Text der letzten enggeschriebenen Seite lautete ungefähr wörtlich: „Ich habe gefehlt, ich brach Dir die Treue; aber das schwöre ich Dir, Kurt, es war das einzige Mal, daß ich in einer mir selbst völlig unfaßbaren Herzens- und Sinnesverwirrung Deiner unwerth war. Ich büße hart genug. Leb' wohl! Wir wollen uns ab und zu schreiben, damit wir uns nicht ganz aus den Augen verlieren. Ich werde Deine Studien stets mit dem größten Interesse verfolgen. Male fleißig und Du wirst Alles, was ich Dir zu Leide that, vergessen. Du wirst Dich im Lichte baden, während ich in Dunkelheit ertrinke. Ich habe Dich unsäglich geliebt. Leb' wohl! Deine Senta."

Als ich die Lektüre dieses schrecklich rührenden, furchtbar ergreifenden Briefes beendigt hatte, starrte ich eine Weile vor mich hin und fragte dann, in seltsame Gedanken noch ganz versponnen:

„Wann hast Du diesen Brief bekommen?"

„Vor zwei Stunden!"

„Das ist nicht möglich," erwiderte ich langsam und nachdenklich.

„Nicht möglich?" „Was soll denn das heißen?"

„Ich . . . ich kenne diesen Brief!"

„Kennst diesen Brief? Ich glaube, Felix, Du bist verrückt geworden!"

„Das kaum! Ich habe diesen Brief schon einmal gelesen . . . ich kann Dir jetzt im Augenblick nicht sagen: wo! aber sei versichert, daß ich den Wortlaut dieser Beichte, wenigstens den größten Theil, kenne!"

Meine Ruhe brachte ihn ganz außer Fassung.

„Mit Dir ist ja gar nicht zu reden," polterte er, „wenn Du Dir 'mal was in den Kopf setzest, dann . . ."

Während er weiter sprach und mich mit Vorwürfen traktirte, sann und sann ich vor mich hin und starrte, mit dem Brief der keuschen Senta in den Händen, auf den Schreibtisch und auf das mir just gegenüberstehende Bücherregal, und plötzlich haftete mein Blick auf einem in der obersten Reihe stehenden Buch, an das ich seit Jahren nicht mehr gedacht hatte. Und — ich weiß heute noch nicht, was mir in jenem Augenblick durch den Sinn flog — ich eilte hin, ich riß das Buch aus dem Fach, die Blätter flogen vor Erregung in meinen Händen, und plötzlich streckte ich Kurt Burgsdorff das Buch entgegen:

„Willst Du den Brief, den Du vor zwei Stunden erhalten hast, hier bereits gedruckt lesen?"

Er stierte auf die Seiten.

„Lies!" rief ich ihm zu, „laut und deutlich."

Er las.

„Ich habe gefehlt, ich brach Dir die Treue, aber das schwöre ich Dir, Alfred, es war das einzige Mal, daß ich in einer mir selbst völlig unfaßbaren Herzens- und Sinnesverwirrung Deiner unwerth war."

In diesem Augenblick ergriff ich Frau Sentas Brief und las gleichzeitig mit ihm in prachtvoll abgestimmtem Duett:

„Ich büße hart genug. Leb' wohl! Wir wollen uns ab und zu schreiben, damit wir uns nicht ganz aus den Augen verlieren. Ich werde Deine Studien stets mit dem größten Interesse verfolgen, Schreibe fleißig, und Du wirst Alles, was ich Dir zu Leide that, vergessen. Du wirst Dich im Lichte baden, während ich in Dunkelheit ertrinke. Ich habe Dich unsäglich geliebt. Leb' wohl! Deine Senta."

Er senkte das Buch, ich senkte den Brief. Einen Moment schnappte er nach Luft . . . dann fiel er rechts, ich links in einen Sessel und wir lachten . . . lachten . . . ich glaube, daß seit Erschaffung der Welt nicht so gelacht worden ist, so herzlich, so erlösend und befreiend!

Das Buch war ein vor mehreren Jahren erschienener Roman, dessen Verfasser, Alfred Herberding, die liebe, gütige, wohlthätige Mama Senta mit ihrer Gunst beglückt hatte. Sie hatte ihn betrogen wie Kurt, sie hatte ihm, als er sie erwischt und zum Tempel hinausgejagt hatte, einen Abschiedsbrief geschrieben, den er aus Rache wörtlich in sein Buch eingefügt hatte. Frau Senta (eigentlich Emma) hatte sich in ihre eigenen Worte jedenfalls so verliebt, daß sie jedes Mal, wenn sie zur Lösung eines Verhältnisses gezwungen wurde, den gleichen rührenden, reuigen, zerknirschten Wortlaut beim Abschiednehmen wählte.

Woraus die Lehre zu ziehen: daß Frauen sich entweder nicht erwischen lassen oder, wenn sie schon so dumm sind, nicht hektographirte Abschiedsbriefe schreiben sollen.

Kurt Burgsdorff aber schenkte mir zum Andenken an jene merkwürdige Entdeckungsstunde sein Bild mit der Widmung: „Seinem Wohlthäter in innigster Dankbarkeit."

Ich besitze es noch.

Prinz Friedrich Karl und Jens Kjörboe Smidth.

Beim Sturm auf die Düppeler Schanzen fand die 3. preußische Sturmkolonne in Schanze No. 3 einen wüthenden Widerstand, deren Seele ein zwanzigjähriger Offiziersaspirant vom 22. dänischen Regiment, Jens Kjörboe Smidth, war, der den nördlichen Halbtheil der Schanze befehligte. Vor dem Kampfe hatte man den Chef seiner Kompagnie, Kapitän Jäger, gefragt, wie er einem so jungen Mann die Vertheidigung der Schanze anvertrauen könne. Er antwortete: „Ich schätze ihn höher als mich selbst. Ich kenne keinen, der ein besseres Kommando führt, und solange er auf einem Bein stehn kann, wird die Schanze nicht genommen." Und dieses Vertrauen wurde nicht getäuscht. Smidth schlug sich wie ein Held. Der erste preußische Offizier, der die schwarz-weiße Fahne in die Schanze pflanzen wollte, wurde von Smidth erschossen und die Fahne niedergerissen. In dem darauf folgenden Handgemenge, Mann gegen Mann, wurde Smidth an Brust und Arm verwundet und stürzte zuletzt auf der glitschigen Erde mit einem preußischen Leutnant zusammen, den er in den Graben hinabstieß. Die Soldaten folgten dem Beispiel ihres Führers, feuerten, stachen und schlugen auf die Angreifer los und setzten, wie es im preußischen Generalstabswerk heißt, ihren Verstand im Innern der Schanze, sogar noch in den Munitionsräumen und den angefangenen Minengang fort. „Es deutet auf eine seltene Thatkraft und Tüchtigkeit — schrieb Graf Waldersee —, mit so wenig Mann die Schanze mit solcher Hartnäckigkeit zu vertheidigen."

Auch die preußischen Generale bewunderten die Tapferkeit Smidth's, der in Gefangenschaft fiel. Kein Geringerer als Prinz Friedrich Karl besuchte ihn mehrere Male am Krankenlager und nahm ihm das Versprechen ab, daß er sich an ihn wenden wolle, wenn er Gebrauch für seine Dienste habe. Der „rothe Prinz" sorgte dafür, daß Smidth wie eine fürstliche Person verpflegt und besorgt wurde. Zu vielen Erörterungen gab es damals Anlaß, als zwischen den Stücken Blei und Zinn, die man Smidth aus dem Körper schnitt, sich ein Stück befand, auf dem in deutlichen Buchstaben das Wort „Christ" stand. Das kam den Lazarethinsassen um so mystischer vor, als Smidth Theologe war, doch schließlich einigte man sich dann, daß das Stück von einem Knopf stamme, auf dessen innerm Rand der Name Christensen gestanden hatte. In einer merkwürdigen Lage sollte Smidth, der erst nach einem Jahre mit seinem zerschossenen Arm aus dem Lazareth entlassen wurde, einige Jahre später dazu kommen, sich des Versprechens zu erinnern, das er dem Prinzen Friedrich Karl gegeben hatte. Es war im Kriegsjahre 1870, als der dänische Kampfgenosse während eines Aufenthalts in Köln am Rhein unter dem Verdacht, Spionage für Frankreich zu treiben, verhaftet wurde. Da schrieb er an den Prinzen, und dieser hielt ritterlich Wort, indem er den Gouverneur von Köln veranlaßte, Smidth sofort zu entlassen und nach Dänemark heimzusenden. Smidth's ferneres Schicksal zeigt übrigens, daß auch andere Länder nicht immer dankbar gegen ihre besten Söhne sind; Smidth wurde nicht dekorirt, und als er die Predigerstelle auf Fanö, ein äußerst bescheidenes Amt, erhielt, nahm man ihm auch seine wohlverdiente Invalidenpension.

— Die städtischen Feuerwehrleute in Amsterdam können sich nur sehr wenig Muße gönnen. Viele von ihnen sind geschickte und deshalb vielbeschäftigte Arbeiter. Jede Feuerwache ist mit einer Werkstatt verbunden, wo alle Reparaturen an den Löschgeräthen, den Uniformen u. s. w. ausgeführt werden. Amsterdam war übrigens eine der ersten Städte, die ihre Feuerwehr mit elektrischen Hilfsapparaten jeder Art ausgerüstet haben.